

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

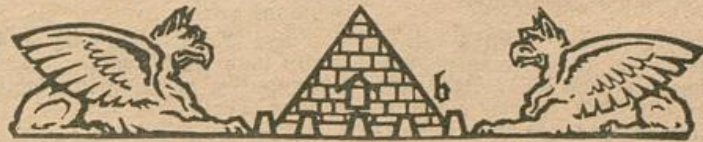
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

4.2.1934 (No. 5)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 5



4. Februar 1934

Ernst Wolfgang Falk / Emigranten in Karlsruhe

Nach dem französischen Wort *émigrer* (auswandern) bezeichnet man seit der französischen Revolution von 1789 politische Flüchtlinge als Emigranten, im Gegensatz zu denjenigen Auswanderern, die aus wirtschaftlichen oder anderen, privaten Gründen ihre Heimat verlassen. Solche „Emigranten“ hat es aber zu allen Zeiten der Geschichte gegeben, und mit dem Wesen der politischen Emigration ist außerdem stets das Bestreben verbunden, vom Ausland her gegen die neuen Machthaber im einstigen Vaterland Stimmung zu machen, um durch Bildung einer außenpolitischen Front das neue Regime zu stürzen und die alten Machtverhältnisse wiederherzustellen. Eines der berühmtesten Beispiele solcher Emigrantenpolitik ist die Tätigkeit, welche die meist adligen Flüchtlinge der ersten französischen Republik entfalteten. Ihre Agitationsbasis war in der Hauptsache das angrenzende deutsche Gebiet, darunter insbesondere Baden, und hier die Residenzstadt Karlsruhe, in der damals, Ende des 18. Jahrhunderts, der Markgraf Karl Friedrich residierte. Die Flüchtlinge ahaubten hier um so mehr einen geeigneten Boden zu finden, als der deutsche, insbesondere auch der markgräfliche linksrheinische Besitz durch die Beschlüsse der französischen Nationalversammlung bedroht war. Im Jahre 1791 fanden (freilich ergebnislose) Verhandlungen zwischen v. Edelsheim, dem markgräflichen Bevollmächtigten, und dem französischen Unterhändler, Chevalier de Ternant, statt.

Inzwischen waren bereits zahlreiche französische Flüchtlinge in das gesamte heutige badische Gebiet eingeströmt; vor allem hatte in Eitenheim um den Fürstbischöf von Straßburg, Kardinal Louis de Rohan, sich ein Zentrum der Agitation gebildet. Auch in Karlsruhe, hatten sich viele Emigranten niedergelassen, denen der Markgraf nicht nur Asylrecht gewährte, sondern die er auch zum Teil bei Hofe empfing und als Gäste an seiner Tafel ziemlich regelmäßig sah. Kein Wunder; befanden sich doch unter den Emigranten ganze Familien von hohem französischem Hofadel. Ein Reisender jener Zeit berichtet, er habe alles so gepfropft voll Franzosen gefunden, daß er in manchen Posthäusern und Gasthöfen kaum einen Stuhl und Tisch für sich habe erhalten können. Ähnliches berichtete auch der französische Gesandte beim schwäbischen Kreis. So gastfreundschaftlich auch Markgraf Karl Friedrich war, die allzu große Zahl der französischen Gäste und ihr zum Teil offenbar recht anmaßendes Benehmen scheint ihm schließlich doch auf die Nerven gegangen zu sein; wenigstens reiste er 1791 auf längere Zeit nach dem Oberland.

Aber auch für diejenigen, die nicht der Meinung waren, sie könnten in der Karlsruher Verbannung das schwelgerische und hochmütige Versailles Leben weitertreiben, sondern durch Sparsamkeit, Bescheidenheit und Fleiß versuchen, sich eine neue Existenz zu schaffen, war es nicht leicht, zumal die weitere Entwicklung der Dinge in Frankreich in den ersten Jahren die Hoffnung auf Rückkehr immer unwahrscheinlicher machte.

In Karlsruhe bildete ein Vicomte de Mirabeau das Haupt des französischen Zirkels; er war ein dicker Koloss, den man nur „das Faß“ nannte; trotzdem scheint er ein Liebling der

Damen gewesen zu sein — wenigstens erzählt die Legende, sie hätten ihm eine wunderschöne Fahne für seine „schwarze Legion“ gestiftet. Sicher ist, daß er viel Geld verbrauchte, mehr, als er hatte, so daß ihm der Markgraf zuletzt zwei Offiziere als Schutzgarde gab, damit er unangefochten von seinen Gläubigern in Karlsruhe spazieren gehen konnte.

Neben dem nicht zu übersehenden Mirabeau gab es aber in Karlsruhe auch einige andere geheimnisvolle politische Persönlichkeiten des ancien regime, so einen Monsieur de St. Genée, angeblich ein früherer Haushofmeister der Königin Maria Antoinette, der, durch spanische Pässe eingeführt, in den höchsten Kreisen verkehrte, und ferner einen General Danican. Dieser hatte in der Vendée bei dem Aufstand ein Kommando geführt, war dann geflüchtet und gab vom Ausland her eine Broschüre heraus, die er „Cassandra“ nannte und in der er die neue Regierung Frankreichs als Gefahr für ganz Europa bezeichnete und offen zur Ermordung der Führer aufrief. Dieser Danican hielt sich unter verschiedenen Namen am Oberrhein auf. So war er auch längere Zeit in Karlsruhe, wohnte in der Nähe des Mühlburger Tores und speiste im Darmstädter Hof, lebte ziemlich auffällig und führte in den Emigrantenkreisen das große Wort. Auch der eifrig für eine Aktion der europäischen Fürsten zugunsten der französischen Monarchie tätige schwedische Graf Axel Fersen, der Liebhaber Maria Antoinettes, war wiederholt mit Danican — der sich hier Berton nannte — in Karlsruhe zusammen. Als aber der einstige General Danican, alias Monsieur Berton, es zu toll trieb, wurde beim Markgrafen seine Auslieferung verlangt. Berton-Danican bekam indessen rechtzeitig Wind von der Sache. Als die Polizei ihn verhaften wollte, war er bereits spurlos verschwunden; das einzige, was man von ihm noch fand, war ein Stapel unbezahlter Rechnungen und ein Stoh seiner Cassandra-Broschüren, die sein Hauswirt, der Hofschuster Burkhard, beschlagnahmte, um durch ihren Vertrieb einen Teil der Schulden des Herrn Generals zu decken!

Die Lage des badischen Markgrafen war im übrigen durch die Emigranten einerseits, die besonderen Verhältnisse seines Besitzes als Grenzland andererseits eine recht schwierige geworden. Zu manchen der Geflüchteten bestanden persönliche und wohl auch entfernte verwandtschaftliche Beziehungen; die meisten zählten ja zu dem im Zeitalter der absoluten Monarchie die europäischen Länder beherrschenden Adel, der sich international verschwägert und durch die gemeinsamen Interessen verbunden fühlte. Auf der anderen Seite aber stand das Staatsinteresse, bedroht durch Frankreich und seine Armeen, die aus dem starken nationalen Impuls der Revolution heraus sich gebildet hatten und die man nicht gleichgültig nehmen durfte: in jedem Augenblick konnten sie die Markgrafschaft überfluten, und von Kaiser und Reich war vorerst wenig Hilfe zu erwarten. Verschiedene militärische und polizeiliche Maßnahmen wurden auch innerpolitisch nötig, unter anderem auch eine militärische Exekution im Amte Bühl gegen aufständische Bauern. Die öffentliche Meinung stand

unter strengster Zensur, und der Verleger der „Karlsruher Zeitung“, Hofbuchhändler Madlot, erhielt einmal sogar drei Tage Arrest und den Befehl, sich in seiner Zeitung zukünftig „aller eigenen Reflexionen zu enthalten“. Doch blieben alle Bemühungen des französischen Gesandten am Karlsruher Hof, Maisonrouve, erfolglos, der Baden und die anderen Teile des schwäbischen Kreises zu einer Neutralitätserklärung im Falle

eines Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich-Preußen zu veranlassen suchte. Als der Krieg ausbrach, stellte Baden vielmehr zwei Bataillone des Leib-Infanterie-Regiments und 2 Kompagnien des Füsilier-Bataillons Erbprinz, im ganzen etwa 1000 Mann, der Koalitionsarmee zur Verfügung. Erst die weitere Entwicklung in Frankreich selbst machte dann nach etwa 10 Jahren dem Emigrantenwesen in Baden ein Ende.

Wilhelm Höß

Zur Würdigung des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden

Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden bewährte seine Heldengröße als Landesvater und Beschützer der Reichsgrenzen. Trotzdem mußte er schließlich sein tragisches Geschick als Opfer politischer Intriganten und ehrgeiziger Ränkespieler allzu früh, im Alter von nur 52 Jahren, vollenden. Friedrich Roth läßt in seinem „Kampfstück um den Oberrhein“ seinen Türkenlouis zu seiner Gemahlin Franziska Sibylla klagend ausrufen:

„Sie wagten es, Verräter mich zu nennen.
Ich stehe hier am Rhein, Markgraf am Rhein.“

Als ich einst städtischer Archivar und Kustos einer städtischen Sammlung war, entdeckte ich in einer Grobdruckhandlung vier Kupferstiche politisch-satirischen Charakters, die auf den Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden gemünzt sind. Die damaligen Historiker und Biographen, wie Oberstleutnant Röder von Diersburg, Alois Schulte, damals Direktor des Preussisch-Historischen Instituts in Rom, sowie Archivdirektor von Beech, taten in ihren Werken dieser Bilder keine Erwähnung. Sogar die Tatsache ihres Vorhandenseins war damals, wie ich feststellen konnte, kaum bekannt. Wie es sich ermitteln läßt, sind diese vier Kupferstiche im Jahre 1705 entstanden. Das Jahr 1705 ergibt sich aus den großgedruckten Buchstaben der lateinischen Hexameter. Dafür nur ein Beispiel:

proDere Consortes stUDet ah et foeDere paCtos:
D = 500, C = 100, U = 5, D = 500, D = 500, C = 100 = 1705.

Wo sie hergestellt worden sind, ist aus den Bildern nicht unmittelbar ersichtlich. Wohl sind Verkaufs- und Herstellungsorte angegeben (Paris und Wien). Es werden sogar auch Künstlernamen genannt, die aber höchstwahrscheinlich nur spähhaft gemeint sind. Die Anführung des Namens Bonnart, der 1705 längst nicht mehr gelebt hat, deutet entschieden darauf hin. Ironisch aufzufassen ist natürlich die auf einem der Blätter befindliche Widmung „An den Kurfürsten von Bayern und seinen Bruder, den Kurfürsten von Köln“, gegen die ja die Sache mittelbar ebenso gerichtet ist.

Im Jahre 1705 hatte nämlich der Markgraf die Verbündeten des Kaisers, die Engländer und Holländer, schwer erürzt. Im Jahre 1705 beanspruchten die beiden Mächte, daß der Markgraf mit dem größten und besten Teil seiner Truppen mit ihren Streitkräften gemeinsam an der Mosel operieren sollte. Der Markgraf sträubte sich dagegen ganz entschieden, weil er sich von diesem Plane keinen Erfolg versprach. Er war auch infolge einer Verwundung am Schenkel, die er in der Schlacht am Schellenberg davongetragen und deren Heilung durch die Strapazen des Feldzuges verhindert wurde, die auch tatsächlich bald seinen Tod herbeiführte, erkrankt und hoffte Besserung oder Heilung vom Gebrauch der Bäder in Schwalbach und Ems. Beide Badeorte sind auf zwei Bildern verzeichnet. Die offiziellen Kreise der Verbündeten, insonderheit Marlborough, waren darüber sehr verstimmt. Aus den vier Bildern können wir nun ersehen, welche Meinung sich in weiteren Kreisen des Publikums in den Niederlanden und England über die Abneigung des Markgrafen, bei den Operationen an der Mosel mitzuwirken, gebildet hatte. Die Stimmung gegen den Markgrafen wird besonders durch einen Brief illustriert, den er in seiner Krankheit am 19. Juli 1705 aus dem Bad Schwalbach an den Kaiser schrieb. Der Ort verbietet, ihn hier abzubringen. Der Wunsch des Lesers, die Bilder zugleich vor Augen zu haben, wenn sie beschrieben werden sollen, ist begreiflich. Ich denke aber an Lessings „Laokoon“, wo der Kritiker und Dichter mit großem Scharfsinn die Grenzen der Poesie und Malerei abgesteckt hat. Eine eingehende Beschreibung der Bilder an dieser Stelle durch die Mittel der Sprache ist demgemäß nicht angezeigt, da es ein vergebliches Bemühen wäre, bei der Schilderung von Gegenständen durch eine möglichst eingehende Aufzählung ihrer sämtlichen Eigenschaften es dem Künstler in der Klarheit und Anschaulichkeit gleichzutun, dem Künstler, der sich als Mittel der Formen bzw. der Farben bedient, durch die er Vorstellungen erweckt. Doch dürfte es nicht ungerechtfertigt erscheinen, an diesem Orte dem Leser wenigstens einen flüchtigen Einblick in die satirischen Bemerkungen, die auf den

Bildern teils in Poesie, teils in Prosa zerstreut sind, zu gewähren. Ich wende mich nun zu den satirischen Bemerkungen: Diese und die in reichem Maße beigelegten wörtlichen Bemerkungen auf den Spottbildern sollen ausdrücken, daß der Markgraf, „der kleine Ludwig“, durch französische Louiss'or vom großen Ludwig bestochen, zum Verräter am Kaiser und seinen Verbündeten geworden sei. Die Sache ist oft sehr derb und breit, ohne viel Wit, doch stets so ausgedrückt, daß zwar über die Persönlichkeit, gegen welche die Sache gerichtet ist, kein Zweifel aufkommen kann, aber doch der Name nicht direkt genannt wird.

Der Name läßt sich aus zwei Anagrammen ermitteln, wenn man die Buchstaben entsprechend vertauscht. Unter Weglassung der beigelegten Zahlenmystik ergibt sich zunächst folgender Text:

V ALSER SPJONN VJN DE BA EDE

d. h. Falscher Spion jezt in den Bädern = De Prins Louis von Baede. Ferner, unter Weglassung der richtunggebenden geheimnisvollen Zahlen, folgende Worte:

ONUUIS BELA ADEN

d. h. Unvernünftig überladen = Louis von Baeden.

Vom Aufschriftlichen ist ein Teil lateinisch, das Wesentliche aber altholländisch oder französisch. Da das Französische damals die Umgangssprache der Gebildeten aller Länder war, kann man sagen, daß die Bilder gewissermaßen einen universellen Charakter hatten. Auch dürfte die Vermutung gerechtfertigt sein, daß offizieller Einfluß bei der Entstehung mitgewirkt hat. Nur auf einem Bilde kommt die dialogische Form vor, nämlich das Gespräch des Markgrafen mit dem Essayeur, d. h. Münzwardein, das den Satiren beige-schrieben ist.

Ein Bild zeigt uns den Türkenlouis, wie er in Bad Ems da sitzt, in sorgenvolles Nachdenken versunken. Unter dem Bilde stehen die satirischen Verse (in Uebersetzung):

Louis d'Or. (Geld.)

Freund, wozu bist Du gekommen? (lateinisch)

Ludwig sitzt hier ruhig und still

Weil er nicht mehr kämpfen will

Stellt er sich krank, gebraucht Bäder

Da er sich mit Gold überladen hat

(holländisch)

Ein anderes Bild zeigt uns ungefähr dieselbe Szenerie und legt uns des Markgrafen Seelenzustand dar. Das Bild enthält fast nur holländischen Text.

Louis dort (= schläft; man beachte das Wortspiel, vergleiche obiges Bild).

„Dieser neue Ritter der streithaften Luise (Goldmünzen) sitzt hier im Ems'er Bad grübelnd und brütend.“

Er schläft. Doch das Krähen des Hahnes weckt ihn mit französischem Gold.

Zum letztenmal hat ihm der Britte und der Holländer getraut.

Der große Ludwig, sein Pate, gab ihm seinen Namen nach sich.

Und auch sein Charakter (man kann es nicht leugnen)

Von boshafter Verräterei stimmt mit ihm überein.

Demn darum wollte er leztlin nicht an die Mosel ziehen usw.“

Ein drittes Bild zeigt uns den Ludwig schlafend, mit übergeschlagenen Beinen und in die Hand geschmiegtem Haupt, nachdenklich auf einem Stuhle sitzend. Die rechte Hand ruht auf gefüllten Geldsäcken. Ueber dem Schlafenden lächelt die Sonne hernieder. Ich wage die Vermutung, daß damit auf Ludwig XIV. angepielt sei, der als Roi Soleil König Sonne in seinem Lustschloß Marly bei Versailles dargestellt war. Unter anderem steht auf dem Bilde geschrieben:

a) Französisch.

„Das ganze Verbrechen, dessen man mich beschuldigt, ist, daß die Sonne mich einschläfert, und daß allein die Louiss'or, welche alles umwenden können, bewirken, daß ich ausrube“

Das Gut, welches mir im Schlafe kommt,
Ist eine angenehme Sache.
Nicht wahr, Du Plauderer, würdest Du es nicht ebenso
machen?"

b) Holländisch.

"Ich habe gegen die Türken mit donnerndem Metall
geschossen und mit Ehre und doppeltem Siege
Den Adler unterstützt, dem ich Treue geschworen habe.
Jetzt kommt das französische Gold, wenn auch der Gehalt
schlecht ist,

Und wirst meine Ehre darnieder. Dafür keine Ver-
zeihung.

Ich verrate den Adler, die Britten und Holländer.
Wer ist es, der mir solch ein Stück zugetraut hätte?

Ich werde von Jedem verflucht, allein des französischen
Goldes wegen,

Sonst hätte man mir das Haupt mit Lorbeeren geschmückt."

Das meiste Aufschriftliche bietet ein weiteres Bild, wo,
wie oben bemerkt, einem Essateur die Rolle einer Dialog-
person zugewiesen ist. Ich will nur wenig aus dem um-
fangreichen Text herausheben.

a) Holländisch.

Ludwig: Es wird jetzt die Sitte, die Louisd'or nachzuwägen.
Die neuen sind ziemlich leicht oder falsch. Heda Münzwardein.
Vorher botest Du mir Deine Hilfe. Versuche, wäge, hilf mir
hier mit. Ich verspreche Dir den halben Schatz, wenn Du
Deine Arbeit richtig machst.

Münzwardein: Ja, bei meiner Seele, traue dem Fran-
zosen wenig, er hat Verrat im Sinn, haßt aber diejenigen, die
Verrat treiben. Er zieht viel Frucht von Dir und Du allein
hast die Blätter: Postausend, die Hälfte ist falsch. Sie
alsimpfern, ich weiß nicht wie!

Ludwig (nun ist der Ausdruck sehr derb) . . . Von jetzt an
zieh ich lieber für den Kaiser mein Schwert. Also bezahlt der
große Ludwig dem kleinen seine Schulden.

b) Französisch.

Man wägt die neuen Louis d'Or;
Denn sie sind alle entweder zu leicht oder falsch.

Ha Freund, herühre, wäge dieses französische Gold.
Du wirst die Hälfte von Allem zur Belohnung bekommen.

Vertraue nicht zu sehr, sei nicht zu gut.
Es ist kein Verlaß auf den Vater von Bourbon.

Er bezahlt Dir nicht nach Deinen großen Verdiensten.
Zum Teufel! Welch' unechter Klang dieser verfluchten
Münzen.

Wie leicht dieses Gewicht ist, und dazu noch zu 15 Franken
erhöhen, um viel zusammenzubringen!

Ich will nicht mehr verraten. Ich nehme meinen Dienst
wieder auf, um dem Kaiser zu dienen.

Dieser König verdirbt die Gerechtigkeit.
Unter dem Bilde stehen die Worte (französisch):

"Der Ritter der Luise hält Revue über seine Truppen"
(= Goldstücke).

Auch auf vereinzelte satirische Bemerkungen welche, ohne
Lupe kaum manchmal lesbar, zahlreich auf den Bildern ver-
streut sind, sind wohl geeignet, die Polemik der Gegner un-
seres Markgrafen zu beleuchten. Es ist eine psychologische
Detailmalerei. Hier eine kleine Blumenlese:

Friedrich Keim / Aus der Jugendzeit . . .

Das Würstchen Urlaub strahlt besonders in den Tropen
magische Kräfte aus. Damit ist aber nicht der jährlich wieder-
kehrende vierwöchige „Gewerbe- oder Verbandsurlaub“
gemeint, sondern jenes nach sechs Jahren ehrlichem Schweiß
ersehntes Jahr Urlaub in die Heimat mit Gehalt und Reise-
kosten.

Auch meine Zeit rückte immer näher. Ich ahnte nicht, daß
die Vorkreude die reinste Freude meines Urlaubes werden
sollte, bis mein Chef, Herr Broese van Groenou, mich von
allen Urlaubsbildungen befreite: „Es geht mit dem besten
Willen nicht ein Jahr. Länger als vier Monate kann dich die
Welt nicht vermissen. Doch ich zahle dir gerne alles dop-
pelt aus!"

Ich wußte, daß Herr van Groenou recht hatte. Es hagelte
Aufträge. Alle Hellingen lagen voll reparaturbedürftiger
Küstensfahrzeuge und jeden Tag kam ein anderer Dampfer, der
geladen sein wollte.

„Um! Dann allerdings wird aus meiner Europareise
nichts!“ antwortete ich enttäuscht.

„Ja, leider! Die Zeit ist zu kurz! Doch, wie wäre es mit

„Belohnung für Tapferkeit und Kriegstaten. — Ludwig
schläft neben seinen Louis d'or. — Der neue Ritter der
goldenen Luise. — Mein Herr und Kesse! — Dabei als
Belohnung für Deinen Dienst 10 000 Pistolen. — Frei-
williges Geschenk. — Französische Staatspension. — Ein-
nahme aus nicht gemachten Lieferungen. — Komplotbriefe.
— Französisches Gold schüben mich vor dem Krieg. —
Tapferkeitsritterorden. — Verräters-Ritterorden. — Sauer-
wasser — Moselwein. Biljou.“
Doch diese Proben dürften genügen.

In einem Briefe an den Kaiser vom Jahre 1705, in dem
die Bilder erschienen sind, beschwert sich der Markgraf beim
Kaiser in Wien, daß seiner Ehre durch allerlei verleumderische
Machinationen Abbruch getan werde, und erwähnt dabei aus-
drücklich, daß „einige pasquillen oder ehrwürdiger discours“
gegen ihn erschienen seien. Er schreibt nämlich aus seinem
Schlosse in Raastatt an den Kaiser:

„wan nit alles was gewünscht dise campagne zum effect
gebracht worden, so verändern noch aggraviren einige pas-
quillen oder ehrwürdiger discours und schriften eines
ehrliehen Manes rath noch thatt gleichwolten nicht und
werden E. K. M. mir in ungnaden nicht ausdeuten, wan
ich tiefster submission deroselben nochmalen sage, daß ich
in mein Erinnerungen und Guttachten mehr als mir recht
gehabt zu haben persuadirt bin und wahrhaftig sehr un-
billiger Weise vill callumnien und beschuldigungen disen
Weltzug habe underworfen leben müssen.“

Im gleichen Jahre beruhigt der Kaiser den Markgrafen
mit folgenden Worten:

„Indeme Mein gänzlich Vertrauen zu dero Patrioti-
schen unauffeklichen Euffer gestellet ist, Sie werden . . . sich
weiteres an die freche Urthl und vernunftlose Nachreden
nit kheren, noch stoßen; wohl wissend, daß der großen thun
und lassen, weil es die gemeine nit begreifen, oder an-
durch deren unmäßigen albern hequirden nit than allzeit
genueg bescheiden, von der Freiheit derlen lästerzungen
nicht könne befreiet sein.“

Es ja das Schicksal des Menschen, solange er lebt miß-
verstanden zu werden, in Liebe und Haß, wenn er emporragt
aus der Reihe derer, die hingehen, ohne dauernde Spuren zu
hinterlassen. Ein großes Ereignis bedarf auch des wertenden
Urteils der Mitlebenden nicht. Nur Tatsachen stehen fest, Ur-
teile schwanfen und wechseln.

Nach etwas mehr als Jahresfrist, am 4. Januar 1707,
abends nach 8 Uhr, ist dieser große Held, der in 26 Feldzügen
13 Schlachten geschlagen hat, aus dem Leben geschieden. Das
kaiserliche Vertrauen, das ihm in einer Reihe von Briefen
dieses Herrschers so ausdrücklich ausgesprochen wurde, hat der
Markgraf allerdings nur noch kurze Zeit genossen.

Der baldige Tod bewies aufs deutlichste, wie unberechtigt
und kränkend die Behauptungen seiner Feinde, er sei während
des Moselfeldzuges 1705 ohne Grund von dem Kommando zu-
rückgetreten und habe, nur zum Schein den Kranken spielend,
die Bäder von Ems und Schwalbach besucht, gewesen waren.
Die Ehren, die ihm die Zeitgenossen vorenthielten, hat ihm die
neueste Geschichtschreibung in reichem Maße zuerkannt. Aus
der großen Distanz heutiger Betrachtung werden neben den
Ruhmeszeugnissen den Geschichtsfreund doch auch die kleinen
Kampfmittel (Spottbilder) der Feinde des Markgrafen inter-
essieren.

Simla in Britisch-Indien? Ein feines Städtchen, frisch und
kühl wie ein Luftkurort in der Schweiz. Fahr hinüber, mein
Junge, es wird dir sicher guttun!“ tröstete mich Herr
van Groenou.

„Simla—? Aee, lieber mache ich eine lange Seereise mit
einem alten Windjammer!“ Sehr enttäuscht verließ ich das
Allerheiligste des Alten. Zuerst flüchtete ich auf die Veranda.
Setzte mich in die Malariabücherecke und brütete einen Plan
aus. Ehe aber mein Köchlein schlüpfen konnte, störte mich
Kapitän Williams, der Führer des australischen Dampfers
„Darius“, den ich mit Kapokballen vollgepropt hatte.

„Hallo—old Man“, begrüßte er mich, „Malaria—?“

„Das gerade nicht! Aber die große Enttäuschung, die ich
eben hatte, wirkt ähnlich!“

„Ah, Liebe—?“

„Was hat Liebe mit meinem Urlaub zu tun?“

„Ach so! Ich verstehe! Also daneben gesehen! Den Ur-
laub vermurkst! Bad business old Chap, I'm verry sorry!“
(Schlechte Geschäfte, guter Freund, es tut mir furchtbar leid!)

„Ja, nur vier Monate sind mir geblieben. Die Zeit ist zu kurz. Ich kann nicht heim!“

„Wenn's weiter nichts ist, dann kommen Sie einfach mit mir. Vier Monate auf meinem alten dampfenden Brack — habaha! Ich verspreche Ihnen allerlei Kurzweil. Ausgezeichnete Nerventonic. Das benötigt ihr Affentreiber doch?“

„Aber bitte sehr, Affentreiber? Meine Javanen sind keine Affen!“

„Na, na, ich spreche doch nur bildlich! Wie ist's, gehen Sie mit?“

Meine Gedanken flogen mit Blitzesschnelle nach Sidney, Honolulu und Portland. Ich hatte diese Reise vor fünfzehn Jahren als Schiffsjunge gemacht. Auch schon manchmal von ihr geträumt. Ob, wie ich damals diese blauen, von goldenem Sonnenschein durchwobenen Wunder anstaunte. Ich besaß mich nicht lange: „Topp, es gilt, Käpten!“

Die aufgehende Sonne fand mich auf See. Im Süden standen die blau-schwarzen Berge Javas. Und der alte Darius stampfte ununterbrochen: Ihr Berge lebt wohl, ihr Berge lebt wohl! Eine halbe Stunde lang summete ich diese Melodie mit, dann nahm ich Reißaus vor mir selbst.

Auf der Kommandobrücke traf ich Kapitän Williams. Ich wollte eine Beschäftigung haben, und er entgegnete lachend: „Wenn's weiter nichts ist. Navigieren Sie mir diesen alten Trog nach Sidney. Ich spanne auch gerne ein wenig aus! Was, eine körperliche Beschäftigung suchen Sie? Getrauen Sie sich noch ans Ruder? Also gut! Aber Achtung, der alte Herr hat seine Nuten. Er fickt gewöhnlich, wenn man am Einschlafen ist!“

Als ich nach zweistündigem Rudertörn den Wunsch äußerte, auch mit Roßhammer und Mennigpinsel alte Erinnerungen aufzufrischen, fuhr mich der Kapitän an: „Mann, wollen Sie absolut diesen alten Barior versenken? Bleiben Sie mir mit dem Mennigpinsel von der Schiffseite weg, von dem Roßhammer ganz zu schweigen. Der Darius braucht kein Bartkraben, auch keine Schminke mehr —“

„Wieso denn? Früher —“

„Früher — ja vor vierzig Jahren hat man auch hier an Bord Roß geklopft, aber jetzt, wo diese Roßplatten nur noch einen hauchdünnen Stahlkern beschützen, ist es meine größte Sorge, Matrosen oder Kulis, auch arbeitswütige Passagiere von der empfindlichen Haut des Darius abzuhalten. Deswegen gibt es hier an Bord weder Roßhammer, Pinsel noch Farbe!“

Eine Besichtigung ergab, daß Kapitän Williams nicht übertrieben hatte. Die Mannschaft in Hei- und Maschinenräumen erlebte täglich in allen Variationen die Hölle. Der erste Maschinist gestand mir jedoch lachend: „Wir fahren nur noch auf Versicherung. Das Wörtchen ist abgeleitet von Sicherheitsventile! Sabee?“ (Verstehen Sie?)

Obwohl wir wie eine Schnecke durch die Java- und Timossee dampften, weiter durch die Torresstraße und längst der Ostküste von Australien krochen, erreichten wir doch nach 16tägiger Reise Sidney.

Wie hatte vor 15 Jahren mein Herz gebubbelt, als mein Schiff — ein schmuckes Dreimastvollschiff — mit vollen Segeln scheinbar gegen die hohe Felswand von Sidneyheads feuerte. Damals lief ich beunruhigt von einer Reeling zur anderen. Ich packte sogar meine Seekiste und staunte, daß nur ich allein die Katastrophe voraussah, die bestimmt kommen mußte.

Doch nichts geschah. In der Felswand zeigte sich plötzlich eine Spalte. Sie wuchs breiter und breiter. Breit genug, um hindurchzukommen. Nun noch um eine Ecke herum, und vor uns lag der herrliche Naturhafen Sidneys. Tiefblau, in Silber gefaßt, wie eine glitzernde Perle.

Das Bild hatte sich nicht verändert. Und dennoch: etwas fehlte daran. Was mochte es sein?

Als wir Sidney mit dem Reiseziel Honolulu verließen, hoffte ich dort das Fehlende zu finden. Ich hoffte, bis der Hafen Honolulu vor mir lag. Gewaltige Veränderungen waren hier vor sich gegangen. Aus dem verträumten Schlupfwinkel, der vor 15 Jahren nur drei Holzanleger aufwies, war ein moderner Hafen geworden. Statt Prahmen und Auslegerboote belebten schnittige Yachten und flinke Motorboote die Gewässer. Statt Gitarrenklänge und Eingeborenenlieder hörte man nur das Brausen, Zischen und Hämmern der Maschinen. An Land aber war alles für Touristenverkehr aufgebaut. Fahrmarktmäßig kitschig, bunt mit schreiender Reklame zusammengewürfelt.

Vor 15 Jahren ging ich denselben Weg. Mit einem Korb nach dem Hügel, um Kakteen zu sammeln. Moderne Bungalows hatten die Eingeborenenhütten verdrängt. Doch ich sah durch sie hindurch die Bilder der Vergangenheit: Muntere braune Knirpse tollten sich im Spiele. Mehrere Frauen knieten an dem Bächlein. In ihren Händen weiße Wäschestücke, die sie unermüdet gegen flache Steine im Wasser schlugen. Und dann, als ich um eine grüne Ecke gekommen war, als der braunschimmernde Hügel vor mir lag, der jetzt über und über mit Ananaspflanzen bedeckt war, sah ich „Sie“. Eine junge Eingeborene. Sie war über und über mit Blumen geschmückt und gerade beschäftigt, den Hals ihres Pferdchens mit Blumen zu bekränzen. Kaum gewahrte sie mich, so sprang sie flink auf den Rücken des Pferdchens und war im Nu an meiner Seite. Das lose Gewand lag hochgeschürzt auf dem Rücken des Tieres. Die wohlgeformten braunen Beine schienen mit dem Pferd verwachsen. Sie fragte und ich antwortete. Jedes, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Obwohl ich von den gesungenen Worten kein einziges verstand, unterhielten wir uns vortrefflich. Die Augen des Mädchens enträtselten alles. Sie waren wie Sterne. Wie Meerleuchten. Sie ruhte nicht, bis ich hinter ihr auf dem Pferdchen saß und so tollten wir über Tal und Hügel.

Als es dunkelte, fielen mir erst wieder die Kakteen ein, die ich für meinen Kapitän hätte holen sollen. Ich weiß heute noch nicht, wie es mir gelang, mich verständlich zu machen. Doch es gelang. Im Nu war die ganze Sippe meiner Freundin unter allgemeiner Heiterkeit beim Kakteen sammeln. Es gab eine ganze Bastmatte voll. Zwei Mann trugen sie im schwingenden Trab voran. Gitarrenklänge und fröhliche Lieder gaben mir das Geleite, als ich hoch zu Ross nach meinem Schiff gebracht wurde. Den Wagen beladen mit köstlichen Früchten und wunderbaren Delikatessen, ohne auch nur einen einzigen Cent ausgegeben zu haben.

Am nächsten Morgen gingen wir in See. Am Anleger aber standen meine Freunde, wohl hundert an der Zahl, in ihrer Mitte mein Blumenmädchen, und sie winkten lange . . .

Die Vorgesetzten hänselten mich noch lange mit der „Hawaian Blumen Prinzek“. Die Herren Matrosen gaben sich die größte Mühe, mein Erleben auf ein Hafentneipenabenteuer herabzudrücken.

So war es vor 15 Jahren gewesen. Und heute? Wo magst du sein, Mädchen? O ja, überall sah ich Blumenmädchen. Sie drängten sich aus jeder Ecke. Aber sie trugen ihre „Naturwüchsigkeit“ so aufdringlich zutage, daß sie geradezu abstoßend wirkte. Nein, nein, in den Augen meines Mädchens von damals lag ein anderes Leuchten. In ihrem Wesen eine andere Art. Dämon Dollar hatte sie noch nicht berührt. Jazzegebüdel, Blumen und Farbensgewirr konnten mich nicht darüber hinwegtäuschen. Mein Honolulu war einmal! Wie die hätte meines Mädchens, die ich vergebens suchte.

Und als der alte Darius wie ein wegmüder Wanderer weiter durch die lauen Nächte des Stillen Ozeans wandte, stellte ich Kapitän Williams die Fragen: „Ist dieses Jazzegebüdel, dieser Tanz um das kupferne Kalb — ein goldenes braucht es gar nicht zu sein —, dieses nur auf die niedersten Instinkte der Menschen spekulierende Geschäftstreiben wirklich ein Fortschritt der Menschheit? War es vor 15 Jahren anders oder liegt es an mir, daß sich meine Bilder so gewaltig verschoben hatten?“

Der alte Kapitän antwortete: „Was soll man da sagen! Wohl haben sich die Szenarien verändert. Sie sind lauter, marktschreier geworden. Sie aber haben damals alles für echt und wahr gehalten, nicht Schatten und Hintergründe gesehen. Es war das holde Wunder der Jugendzeit. Dazu gehören Augen, die alles ohne Argwohn aufnehmen. Im übrigen haben Sie den Tropenkoller. Ein Gemisch von Sentimentalität, Heimweh und Romantik. Da nun aber die Seeromantik längst tot ist oder nur Seeräuberstücke von diesen Zeiten zeugen, sind gerade diese der einzige Beweis, daß es einmal so albernes Zeug gab. Wenn man aber durch diese Welt wandert und so veranlagt ist, daß das Gemeine den Magen unzustützen droht, dann sind solche Jugenderinnerungen ein Trost und ein Lichtstrahl, die unsere schwierige Lebenspfade erhellen. — Herrgott, Mann, was quabbelt ich da zusammen. Ich werde geschwind einen starken Toddy brauen. Hinab in meine Bude! Geschwind, daß wir den ekelhaften Geschmack loswerden. Alright —? Come on!“ (Einverstanden? Dann komm!)

„Stumme Steine“. In diesem Aufsatz von D. A. Müller in der letzten Nummer muß es auf S. 16, linke Spalte, letzter Absatz, richtig heißen: „Pflugelisen und Pflugelack weisen auf einen Bauer hin.“